

Sofia Lundberg
Wo wir uns trafen



GOLDMANN

Sofia Lundberg

*Wo wir
uns trafen*

Roman

Aus dem Schwedischen
von Maike Dörries und Kerstin Schöps

GOLDMANN

Die schwedische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Och eken står där än« bei Forum, Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2023
Copyright © der Originalausgabe 2019 by Sofia Lundberg
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Published by agreement with Salomonsson Agency
Redaktion: Maike Dörries und Julie Hübner
Umschlaggestaltung: buxdesign GbR
Umschlagmotiv: buxdesign/Ruth Botzenhardt unter
Verwendung eines Motivs von
© Nikaa/Trevillion Images
LK · Herstellung: ast
Satz: Buchwerkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-31645-8

www.goldmann-verlag.de

Für Dagmar
Meine schöne, liebenswerte Mutter

1.

Es vergeht eine Minute, lange, unzählbare Sekunden. Das Laub der mächtigen Baumkrone raschelt im Wind. Einige Blätter lösen sich und segeln hoch oben durch die Luft, ehe sie zu Boden fallen und eine rotgelbe, tote Decke bilden, die eben noch lebendig war. Im Hintergrund spielt das Meer seine Melodie, rauschend und tosend. Der Wind dringt durch den Stoff ihrer Kleidung, unter die Haut, bis tief in ihre Seele. Kalt. Frierend. Einsam. Nicht einmal die Pferde wollen unter freiem Himmel stehen, sie drücken sich an die Wände ihres Unterstandes hinten auf der Wiese. Wenn sie schnauben, kommen Dampfwolken aus ihren Nüstern und lösen sich dann auf.

Esthers Schuhe sind von dem langen Spaziergang durchgeweicht. Über das Leder ziehen sich scharfe, wellenförmige Ränder, die sich immer weiter hoch fressen. Ihre Strümpfe sind kalt und nass. Sie wackelt mit den Zehen, auf und ab. Die großen Zehen zuerst, dann die anderen. Auch die kleinen. Sie versucht, sie getrennt zu bewegen, aber das will ihr nie gelingen. Wenigstens lenkt es sie für eine Weile ab. Für wie lange, kann sie nicht sagen, vielleicht nur für Sekunden. An den einsamen Samstagen vergeht die Zeit langsamer, an diesen amputierten Tagen, an denen sie zwar immer noch Mutter ist, aber ohne Kind, um das sie sich kümmern muss.

Die Bank unter ihr ist eisig und hart. Ihr Hosenboden ist feucht, ihr Po wird kalt. Sie bleibt trotzdem sitzen, den langen Wollschal um den Hals gewickelt, und lehnt sich gegen den

massiven Baumstamm hinter sich. Der dicke Stoff bedeckt Kinn, Mund und Nasenspitze. Sie folgt den vorbeiziehenden Wolken mit dem Blick, die untere Schicht bewegt sich schneller als die obere. Sie beobachtet die sich immer neu bilden und auflösenden Formationen. Ein Vogel, den der Wind hin und her wirft, lässt sich mit weit ausgebreiteten Flügeln tragen und setzt seinen Weg unbeirrt fort. Was ist das für ein Vogel? Er ist graubraun, hat mächtige gezackte Flügel. Vielleicht ein Raubvogel? Ein Adler? Auf der Jagd nach Feldmäusen. Ihr Blick wandert über das hohe, vertrocknete Gras, wie ein nachträglicher Gruß aus dem Sommer, der erst vor Kurzem weichen musste.

Esther fröstelt bei dem Gedanken an die erbarmungslose Jagd auf die niedliche Feldmaus, die nichtsahnend und friedlich im Gras herumwuselt, um plötzlich im Nacken gepackt, getötet und gefressen zu werden.

Sie friert, ihr Körper zittert. Sie steht auf. Es wird allmählich Zeit, nach Hause zu gehen. Wie immer streicht sie über den Baumstamm der Eiche und das in die Rinde geritzte Herz mit den drei Buchstaben. Das E, mit dem ihr Name beginnt, dicht daneben ein A, das sich an ihr E anlehnt. Darunter ein weiteres kleineres A. Sie fährt mit dem Zeigefinger über die Konturen der Buchstaben, dann lässt sie ihre Hand sinken.

Die Wiese wirkt unendlich und weit, als sie sie mutterseelenallein überquert. Einen Schritt vor den anderen setzend folgt sie dem schmalen Pfad. Entfernt sich immer weiter von der Eiche und der Bank. Kein Kind springt vor ihr her durch das Gras und wedelt mit den Armen. Keine aufgeschrammten Knie müssen verarztet, keine verrutschten Strümpfe hochgezogen und keine Trödler ermahnt werden. Keine Arme, die sich ihr entgegenstrecken, niemand, der getragen werden will.

Es gibt nur die Stille. Vor ihr und hinter ihr. Sogar über ihr. Dort, wo der große Vogel in der Luft schwebt. Esthers Arme hängen schwer herunter, die Schultern sind hochgezogen. Sie atmet und hat viel Zeit, jeden Atemzug genau zu studieren. Sie hat es nicht eilig, nach Hause zu kommen, im Gegenteil. Dort wartet niemand auf sie.

Erinnerung an eine verlorene Familie

Ich habe irgendwo gelesen, dass ein Todesfall leichter zu verarbeiten ist als eine Trennung. Das hört sich vielleicht merkwürdig an, aber bei einer Trennung gibt es immer ein Wenn und Aber. Ein Todesfall ist definitiv. Und es gibt selten einen Schuldigen. Eine Trennung hingegen ist ein wenig wie eine entzündete Eiterbeule, die einfach nicht abheilen will. Die langsam praller wird, irgendwann platzt und zähflüssige Angst zurücklässt.

Wäre es einfacher, wenn einer von uns gestorben wäre?

Einer von uns. Wieso denke ich so etwas? Das ist so egoistisch. Adrian darf niemals sterben. Und Alex auch nicht. Wenn einer von uns sterben sollte, dann ich. Schließlich habe ich die Familie kaputt gemacht. Ich habe Adrians Kindheit zerstört und ihn zu einem der vielen wurzellosen Kinder gemacht, die jede Woche woanders wohnen müssen.

Ich will öfter schreiben, jeden Tag. Vielleicht geht es mir dadurch irgendwann besser. Vielleicht verstehe ich es dann. Hier kann ich schreiben, was ich will, kein Gedanke ist verboten. Meine Version der Ereignisse. Nur meine. Es sind meine Gedanken, und ich habe das Recht, sie zu denken. Niemand soll dieses Buch jemals in die Hände bekommen, niemand wird meine Gedanken lesen.

Ich bin furchtbar erschöpft. Der alten Erlebnisse so müde, meiner Ängste und Gefühle, die sich wie ein Filter über alles legen, was ich sehe und höre. Über alle Gedanken. Die es mir unmöglich machen, neutral zu sein.

Trotzdem will ich verstehen, wie es so weit kommen konnte. Warum alles so schiefgelaufen ist. Obwohl es auch vieles gab, das gut war.

Ich erinnere mich genau an unsere Hochzeit. Eine fantastische, großartige Hochzeit. Alles war perfekt. Genau so, wie wir es wollten. So wie er es wollte. Ich war überglücklich und stolz, fühlte mich so stark, wenn er zufrieden war.

Wie ich die Vorbereitungen genossen habe. Die Stunden mit meiner Freundin Vera. Ich weiß noch genau, wie wir mein Hochzeitskleid gefunden haben.

Vera stürmte durch die Boutiquen und wählte ein Kleid nach dem anderen für mich aus, alle sehr romantisch, mit viel Spitze und weiten, bauschigen Röcken. Ich schüttelte immer wieder den Kopf, sicher, dass das nicht das richtige für mich war. Wir liefen von einem Geschäft ins nächste, und ich war kurz davor aufzugeben.

Aber dann plötzlich hing es da. Wunderschön, aus dicker glänzender Duchesseseseide. Klassisch. Cremeweiß. Mit kurzen Ärmeln und stoffbezogenen Knöpfen auf dem Rücken. Als ich es sah, wusste ich sofort, dass ich das richtige gefunden hatte.

»Alex wird es lieben. Dieses Kleid will ich haben.«

»Du siehst toll darin aus, aber es ist sehr streng. So steif und elegant. Das Wichtigste ist doch wohl, dass es dir gefällt, nicht Alex. Willst du nicht noch ein paar andere Kleider ausprobieren? Es sollte sich nach dir anfühlen.«

Veras Hartnäckigkeit machte mich richtig wütend. Ich war mir absolut sicher, das richtige Kleid gefunden zu haben. Exklusiv, elegant und luxuriös. Alles Attribute, die für Alex einen großen Stellenwert hatten. Und ich sah blendend darin aus, fühlte mich stark. Ich drehte mich vor dem Spiegel.

»Das bin ich. Alex sieht mich, wie ich wirklich bin. Er bringt mich dazu, endlich ich selbst sein zu können.«

Vera trat ein paar Schritte zurück, neigte den Kopf zur Seite und betrachtete mich eine Weile.

»Ja, möglich. Du siehst toll aus, natürlich nimmst du es, wenn du dich darin wohlfühlst. Und was machst du mit den Haaren? Trag sie offen. Du hast so schöne, dicke, wellige Haare. Du könntest Blumen einflechten. Wildblumen. Damit würde das Strenge ein bisschen aufgebrochen werden.«

Ich lachte.

»Spinnst du? Soll ich mir etwa Löwenzahn ins Haar stecken? Ich bin doch kein Hippie. Wir heiraten kirchlich, natürlich trage ich die Haare hochgesteckt. So wie hier ...« Ich holte eine Zeitschrift aus meiner Tasche und zeigte ihr Fotos mit wunderschönen Hochsteckfrisuren.

»Ich dachte ja nur ...« Vera verstummte.

Hatte sie es damals schon begriffen? Hatte sie etwas gesehen, wofür ich blind war? Ich muss sie irgendwann mal danach fragen.

Ich bestellte das Kleid, und wir verließen das Geschäft. Vera hakte sich bei mir unter. Wir gingen in ein Café und tranken Cappuccino. Kicherten, redeten, träumten. Damals aß ich nichts Süßes, genau genommen aß ich so gut wie nichts, weil ich bis zur Hochzeit unbedingt mein Gewicht halten wollte. Es war ungeheuer wichtig, dass alles perfekt war.

»Als wir jünger waren, hast du immer gesagt, du würdest eines Tages barfuß heiraten. Auf einem Felsen mit Blick aufs Meer, Wind im Haar und die Sonne im Gesicht. Erinnerst du dich daran?«, fragte Vera mich lächelnd.

Ich schüttelte den Kopf, wollte mich nicht erinnern.

»Quatsch, das habe ich nie gesagt. Bestimmt war das dein Traum. Das hier ist genau das, was Alex und ich wollen.«

Ich erinnere mich so genau an diesen Nachmittag mit meiner Brautjungfer, meiner besten Freundin, an jedes noch so kleine Detail. Damals sprudelte ich förmlich über vor Glück und Vorfreude auf den großen Tag.

An meinem Finger funkelten bereits Diamanten. Ich konnte nicht aufhören, an meinem Verlobungsring herumzufingern, der aus einem Band hübscher Steine bestand. Den er mir an den Finger steckte, als er um meine Hand anhielt. Auf Knien mit einer Liebeserklärung, die er sich auf einen Zettel geschrieben hatte. Bis ins letzte Detail geplant. Mir zu liebe. Ich konnte es nicht fassen, womit ausgerechnet ich so viel Glück verdient hatte. Ich, die ich mich mein Leben lang einsam gefühlt hatte. Aber das war ich jetzt nicht mehr. Es gab jemanden, der mich wollte. Der mich sah, meine Fähigkeiten, erkannte, wer ich wirklich war.

Ich schlug Purzelbäume vor Glück an dem Strand, wo er mir den Antrag gemacht hatte. Als wir nach Hause kamen, steckte ich mir einen Schleier aus Klopapier in die Haare. Wir alberten herum, sangen laut und schmiedeten Hochzeitspläne. Wir lachten und liebten uns.

Auf dem Weg zum Restaurant am selben Abend erzählte er mir, dass die Kirche bereits gebucht war. Er kannte mich so gut, dass er genau wusste, in welcher Kirche ich heiraten wollte. Das Datum stand fest. Alles war bereit. Er hatte bereits mit der Gästeliste angefangen, die wir gemeinsam vervollständigten. Wir genossen diesen Rausch aus Vorbereitungen und Träumen. Könnte ich nur zurückreisen in die Zeit vor unserer Hochzeit, sie noch einmal erleben. Die Musik, die Freunde, das Glück und die Liebe.

Den Optimismus.

Ich erinnere mich glasklar an den Moment, als wir beim Seiteneingang der Kirche aufeinandertrafen. Seine ausgestreckten Arme, die mich an sich zogen. Das Kleid war genau so, wie er es sich erhofft hatte. Mein hochgestecktes Haar saß perfekt, ein glänzendes, von Haarnadeln mit Perlenköpfen gekröntes Kunstwerk in den wippenden Locken.

Er wirbelte mich im Kreis herum. Nickte zufrieden. Ich fühlte mich wunderschön, den Nacken stolz gestreckt. In mir war kein Funken Zweifel, nur Erleichterung, dass ich endlich die Liebe gefunden hatte. Endlich würde ich heiraten. Ihn heiraten.

Im traditionellen Waffenhaus nahmen wir uns bei der Hand, während über uns die Glocken läuteten, die Finger fest ineinander verflochten. Seine Hand war warm und groß. Ich fühlte mich geborgen. Sein Blick war voller Liebe und Bewunderung.

Zu den Klängen des Hochzeitsmarsches betraten wir die Kirche, gingen den langen Gang zum Altar hinunter. Alle Blicke waren auf uns gerichtet.

Feierlich lächelnd schritten wir voran. In unsere Zukunft.

2.

Es ist noch dunkel, als Esther aufsteht und in ihren Morgenmantel aus weichem Fleece gewickelt in die Küche schleicht. Sie gähnt und reibt sich die Augen. Auf dem Küchentisch steht ein rundes, metallenes Tablett, darauf das Waffeleisen, eine Rührschüssel und ein Schneebesen. Alles sorgfältig am Vorabend vorbereitet. Sie stellt Eier, Butter, Milch, Mehl und Backpulver dazu, rührt behutsam alles zu einem geschmeidigen Teig und fügt am Ende eine Prise Vanillezucker hinzu. Danach schneidet sie die Erdbeeren und eine Banane in kleine Stücke und füllt sie in eine Schale.

Auch der Tisch ist schon gedeckt, sie hat das beste Geschirr genommen, das sie besitzt. Auf Adrians Platz steht ein Becher mit Goldtext. I LOVE YOU auf der Außenseite und MORE THAN ALL THE STARS auf dem Becherboden. Das sagt sie ihm, so oft sie kann. Wie oft hat sie ihn sogar nachts geweckt und ist mit ihm auf dem Arm nach draußen gegangen, um ihm den Sternenhimmel zu zeigen.

»Sieh nur, wie groß alles ist«, hat sie zu ihm gesagt. »Siehst du, wie viele Sterne am Himmel stehen? Ich liebe dich mehr als alle Sterne. Mehr als alles, was es im Universum gibt.«

Wird er jemals begreifen, wie sehr sie ihn liebt? Vermutlich nicht. Sie zündet die Teelichter in den Kerzenhaltern an, die Adrian im Kindergarten gebastelt hat. Alte, mit Perlen und Glitzer verzierte Marmeladengläser. Es sind mittlerweile viele geworden, aber sie dürfen alle auf dem Tisch stehen.

»Ist schon Morgen, Mamimi?« Adrian kommt in die Küche. Seine Decke schleift hinter ihm auf dem Boden, den Teddy hat er sich unter den Arm geklemmt. So nennt er sie, wenn er müde ist, Mamimi. Sie lächelt ihn an und nimmt ihn auf den Arm. Er bohrt sein Gesicht in ihre Halsbeuge.

»Bald«, flüstert sie. »Ganz bald geht die Sonne auf. Siehst du, dort über den Bäumen ist der Himmel schon ganz rot.«

Adrian hebt den Kopf und entdeckt das Waffeleisen.

»Waffeln!«, ruft er schlagartig munter.

»Festfrühstück!« Esther stellt den Kleinen zurück auf den Boden und lächelt. Er wird allmählich schwer, das merkt sie im Rücken. Lange wird sie ihn nicht mehr herumtragen können.

Sie gibt eine Kelle Teig aufs Waffeleisen. Es zischt, und sofort breitet sich der süße Duft in der Küche aus. Adrian läuft zum Kühlschrank und rüttelt an der Tür des Gefrierschranks.

»Eis«, sagt er.

»Nein, nicht zum Frühstück«, sagt Esther und drückt mit dem Fuß die Tür wieder zu. »Nimm lieber Joghurt, der schmeckt genauso gut«, sagt sie, legt die erste Waffel auf seinen Teller und stellt ihm das Glas Joghurt hin.

Sie gibt eine zweite Portion Teig aufs Waffeleisen und schielt auf die Uhr. Noch eine Stunde, bis sie aufbrechen müssen. Jeden zweiten Mittwoch steht sie früher auf, um keinen Stress zu kriegen. Jeder zweite Mittwochmorgen soll perfekt sein. An ihrem Abschiedstag darf nichts schiefgehen.

Adrian mampft selig. Nachdem Esther ihm die zweite Waffel auf den Teller gelegt hat, holt sie das Eis aus dem Tiefkühlfach und zwinkert ihm zu.

»Ein Löffel kann nicht schaden!« Adrian hüpfte begeistert auf dem Stuhl auf und ab.

»Eis zum Frühstück, jippie!« Er lacht ausgelassen.

»Das bleibt aber unser Geheimnis«, sagt Esther und legt einen Finger an die Lippen.

Sie gehen zu Fuß zur Vorschule, Esther mit schleppenden Schritten. Sie haben keine Eile, die Zeit reicht sogar, sich am Bahnhof noch einen Zug anzuschauen. Adrian weiß genau Bescheid und erklärt ihr, wie die Oberleitungen und Stromschienen funktionieren. Sie hört aufmerksam zu, stellt Fragen. Er hat auf alles eine Antwort. Was sich so ein kleiner Mensch alles merken kann, wenn es ihn interessiert.

Sie kommen gerade noch rechtzeitig zum Morgenkreis. Die Erzieherinnen und Kinder sitzen schon auf dem Boden. Esther entschuldigt sich, will Adrian zum Abschied umarmen, aber er windet sich aus ihren Armen und sucht sich einen Platz im Kreis, winkt ihr fröhlich zu.

»Bis nächste Woche«, ruft er unbekümmert.

Esther verabschiedet sich und geht in den Flur, stellt Adrians kleinen Rollkoffer an seinen Platz. Darin sind die Sachen, die er für die Woche bei seinem Vater braucht. Sein Teddybär, die Kuscheldecke, eine extra Jacke. Der Tennisschläger und die Turnschuhe. Alles, was nicht in doppelter Ausführung vorhanden ist und immer hin- und hergeschickt werden muss.

Sie wirft einen letzten Blick ins Spielzimmer und sieht, wie Adrian über den Boden rollt und auf Majas Schoss krabbelt. Die Erzieherin lässt sich davon nicht ablenken und singt weiter das Lied für die Kinder. Sie hält ihn fest und streicht ihm beruhigend über den Rücken.

Maja verbringt mehr Zeit mit Adrian als seine eigene Mutter. Sie sieht ihn jeden Tag, nicht nur jede zweite Woche.

Esther schüttelt den Kopf und verdrängt die in ihr nagende Eifersucht, die so wehtut. Sie klemmt die Laptoptasche unter den Arm und läuft los, um den Zug zu erreichen, der sie zur Arbeit bringt. Dabei geht sie im Geiste die Aufgaben auf ihrer To-do-Liste durch, um das unerträgliche Gefühl von Einsamkeit zu verjagen.

Jeder zweite Samstag ist ein freier, aber auch ein leerer Tag für sie. Eine Träne sucht sich ihren Weg über Esthers Wange, als sie am Wasser entlangspaziert, und nicht einmal die wärmende Sonne kann ihren Schmerz verscheuchen oder lindern. Sie fährt sich energisch mit dem Wollhandschuh übers Gesicht, um die maßlose Traurigkeit fortzuwischen, die sie so leid ist, die sie nachts immer noch aus dem Schlaf reißt. Von der ihre Augen so verquollen sind, dass sie am Wochenende niemanden sehen will, obwohl sie alle Zeit der Welt hätte.

Freitage sind ihr viel lieber. Nicht, weil es der letzte Arbeitstag der Woche ist, sondern weil sie sich dann hemmungslos ihrer Trauer widmen kann. Ohne Angst vor dem nächsten Morgen und den mitleidigen Fragen der Kollegen. Freitags kann sie heulen, bis die Augen rot und die Wangen fleckig sind. Bis zum Sonntagabend ist dann alles wieder gut.

Die Handschuhwolle kratzt auf der Haut, aber das ist ein guter Schmerz. Es gibt Tage, da will sie nicht mehr leben. Sie hat mindestens so oft nach Selbstmordmethoden gegoogelt wie nach den Begriffen *Angst* und *Panikattacken*.

Sie weiß genau, wie sie es machen will, wenn sie es eines Tages nicht mehr aushält. Sie wird sich an der Eiche erhängen. Ein Seil an einen der dicken Äste kneten und mit den Füßen die Bank wegstoßen. Dort kommt nur selten jemand vorbei, sie wird in Frieden sterben können. Und endlich frei von Kummer und Schmerzen sein. Frei von Sehnsucht und Traurigkeit.

Sie spürt einen Stich im Magen. Aber wer kümmert sich dann um Adrian? Wer wird jeden Millimeter von ihm so bedingungslos lieben wie sie? Er braucht sie. Sie muss durchhalten. Für ihn.

Sie weiß, dass diese Gedanken, sich das Leben zu nehmen, falsch und egoistisch sind, und versucht, sie zu verdrängen. Aber sie kommen immer wieder zurück.

Die Luft ist kalt und klar. Die Sonne reflektiert glitzernd auf der vom seichten Wind aufgerauten Wasseroberfläche. Die Blätter sind gelb verfärbt, der Herbst geht viel zu schnell vorbei. Ihr Blick wandert über das braune Gras der Wiese zu der mächtigen Eiche. Von einem der Äste hängt ein Seil herunter, nicht für einen lebensmüden Menschen, es ist eine Holzschaukel. Mit einem Fuß auf dem Holzbrett nehmen die Kinder Schwung und schaukeln hin und her. Adrian liebt diese Schaukel. Er quietscht vor Freude, wenn sie seinen kleinen Körper anstößt. Sie lächelt, sieht ihn vor sich, wie er den Kopf in den Nacken legt und seine langen Haare sich in der Luft auffächern. Traurigkeit erfasst sie, als sie sich bewusst macht, dass er nicht bei ihr ist.

Sie hört ihre Atemzüge. Laut und deutlich, tief ein und wieder aus. So schwer, als wäre die Luft aus Blei.

Die Bank unter der Eiche wird von der Sonne beschienen, die Strahlen wärmen noch. Esther streicht mit der Hand über die raue Rinde. Ihre Finger ertasten das E und das A, fahren über die Kontur des Herzens. Es ist nicht das einzige Herz auf dem Stamm. Weiter oben ist noch ein kleineres mit zwei einander zugewandten Rs wie in einem für immer vereinten Monogramm. Es ist kaum noch zu erkennen, die grünmoosige Rinde hat die Widmung schon halb verschlungen.

Auf der anderen Seite des Stamms, die zu der kleinen Vogelbucht hinüber weist, befindet sich ein weiteres Herz. Sie erinnert sich genau daran, kann es aber nicht finden und weiß auch nicht mehr, welche Buchstaben eingeritzt waren. Sie streicht suchend mit der Hand über die furchige Rinde und gibt schließlich auf. Vielleicht war es nicht tief genug eingeritzt, vielleicht hat der Zahn der Zeit es gefressen. Die Liebe verschlungen.

Sie setzt sich auf die Bank und schließt die Augen, lässt die Sonnenstrahlen ihr Gesicht wärmen. Es ist so ruhig. Alles ist so still.

Erinnerung an eine verlorene Familie

Ich werde niemals den Tag vergessen, an dem wir uns kennenlernten. Es war Frühling, der erste richtig warme Tag. Ich trug ein rot-weißes Kleid, darunter nackte, winterblasse Beine. Ich war wild und fröhlich. Voller Hoffnung und Träume, was die Zukunft mir bringen würde. Es war eine wunderbare Zeit, einzig überschattet von meiner Ungeduld, weil mein Traum von der großen Liebe noch nicht in Erfüllung gegangen war.

Er kam in unser Seminar, um einen Vortrag zu halten. Wir waren sehr gespannt. Eine Schar Künstler mit großspurigen Träumen von einer großen Zukunft. Und da war er, ein junger Künstler, der bereits von seiner Kreativität leben konnte. Er genoss unsere Bewunderung und sonnte sich darin.

Er war schlicht gekleidet, schwarze Jeans und ein graublaues Hemd. Die dunkelbraunen Haare trug er kurz. Er sah mich sofort, daran erinnere ich mich, wir hatten Augenkontakt.

Alexander Lejon. Er witzelte darüber, dass er sich kürzlich, wie einst Simson, seine Löwenmähne geschnitten hätte, aber glücklicherweise säße seine Kraft nicht darin, sondern in ihm selbst, ungebrochen. Und tatsächlich zog er den gesamten Kurs mit seiner Energie und den funkelnden Augen in den Bann.

Ich habe nicht alles mitbekommen, was er gesagt hat, weil ich so damit beschäftigt war, seine Bewegungen zu studieren. Er zeigte uns, wie er mit dem Computer arbeitete, ihn mit seinen Skizzen und Zeichnungen fütterte, die er dann mithilfe eines Computerprogramms namens Photoshop in vollendete

Werke verwandelte. Das Programm war damals noch ganz neu, wir hatten noch nichts davon gehört. Ihm zufolge gehörte Photoshop die Zukunft. Wir senkten die Köpfe, starrten gebannt auf unsere von den Kohlestiften geschwärzten Finger, voller Hochachtung vor dieser uns unbekannten Technik.

Nach seinem Vortrag sah er sich unsere Mappen an. Bei mir verweilte er am längsten und attestierte mir ein besonderes Talent. Meine Arbeiten hätten etwas Lebendiges, würden sich von den anderen abheben. Das machte mich so stolz und glücklich.

Aber dann war sein Besuch beendet und der Zauber vorbei.

Vielleicht wäre es das Beste gewesen, wenn ich ihn nie wiedergesehen hätte. Aber er kam zurück, im Herbst desselben Jahres. Ich hatte mich von meinem Traum einer Zukunft als Künstlerin verabschiedet und studierte Kunst auf Lehramt. Wir gingen im Flur aneinander vorbei, sein Arm streifte meinen, aber er erkannte mich nicht wieder. Ich blieb stehen und grüßte, doch er lief gedankenversunken weiter.

Plötzlich drehte er sich um und kam zurück.

»Wollten Sie was von mir?«, fragte er.

Ich nickte stumm, bekam kein Wort über die Lippen. Er war angespannt, gestresst, sah unablässig auf seine Uhr.

»Ich hab mich wohl verlaufen. Ich muss zu diesem Seminarraum, wie komme ich dorthin?« Er hielt mir einen Zettel unter die Nase.

»Das ist in einem anderen Gebäude, ich bringe Sie gerne hin.«

Seine Gesten und sein Duft waren so vertraut.

»Wir sind uns Anfang des Jahres schon einmal begegnet«, sagte ich.

»Ich treffe in meinen Vorlesungen so viele Menschen.« Er zuckte entschuldigend mit den Schultern.

»Nicht hier an der Uni, in Solhem. Ich habe dort im Frühling einen Kurs besucht. Ich male auch, natürlich nicht so gut wie Sie, nur ...«

Er blieb stehen und zeigte auf das Skizzenheft in meiner Hand.

»Jetzt erinnere ich mich wieder. Sie waren die mit den Blumen. Sie hatten lauter Zeichnungen von Blumen in Ihrer Mappe«, sagte er und tippte auf die etwas schlampige Zeichnung einer Sonnenblume auf dem Umschlag.

Ich nickte.

»Was machen Sie dann hier, Sonnenblümchen? Wollen Sie nicht Künstlerin werden?«

Sonnenblümchen, das klang wundervoll. Noch nie hatte mich jemand mit einem Kosenamen angesprochen. Ich kannte nur meinen richtigen harten Namen. Esther.

Bevor wir auseinandergingen, sagte er, dass er mich gerne zeichnen würde. Und das war nicht als Frage formuliert. Er lehnte sich vor und riss die Ecke mit der Sonnenblume ab, fragte nach meiner Telefonnummer und notierte sie auf der Rückseite.

»Ich brauche die Ecke mit der Sonnenblume, damit ich weiß, wessen Nummer das ist«, erklärte er und zwinkerte mir zu. Nach meinem Namen fragte er nicht.

Er entschwand in seinen Vorlesungssaal zu einer neuen Gruppe erwartungsvoller Studenten und ließ mich mit einem zerrissenen Skizzenheft und flatterndem Herzen zurück. Er wollte mich zeichnen. Und das tat er. Viele Male.

Mein Alex.

Von diesem Tag an war ich verloren.

4.

Ein Vogelschwarm, der sich aus der Krone der Eiche erhebt, zerreißt die Stille. Esther öffnet die Augen, aufgeschreckt vom Rascheln und Flattern über ihr. Ein paar Blätter segeln zu Boden.

Unten am Wasser steht jemand. Esther kneift die Augen zusammen, um besser sehen zu können. Eine schmale, gekrümmte Gestalt, eine Frau mit langen grauen Haaren, die zu einem Pferdeschwanz gebunden sind. Sie wirft Brotkr meln in die Luft.

Esther steht auf und nähert sich vorsichtig balancierend über die glatten Felsen.

Kaskaden von Brotkr meln regnen auf eine Schar Enten, die sich gierig darauf stürzen. Die alte Dame greift entschlossen in eine große T te in ihrer Hand.

»Gut, dann ist die Bank endlich wieder frei«, sagt sie, ohne sich umzudrehen.

Esther lächelt verunsichert.

»Ja. Sitzen Sie auch öfter dort?«, fragt sie.

Die Frau dreht sich um, lächelt Esther an und hält ihr die Tüte mit den Brotkr meln hin.

»Ja, das ist der schönste Platz. Kommen Sie, nehmen Sie eine Handvoll und werfen Sie sie den Enten hin. Das ist ungeheuer befreiend.«

Befreiend? Brotkr meln ins Wasser zu werfen? Esther sieht sie fragend an. Die Frau schüttelt die Tüte vor ihrem Gesicht.

»Es ist befreiend, Dinge von sich zu werfen. Stellen Sie sich

vor, es wäre etwas, das Sie loswerden wollen. Sie werden sehen, wie gut das tut.«

Sie lacht übers ganze Gesicht, ihre Augen sind in ein Netz aus Lachfalten gebettet. Auch ihre Wangen sind von tiefen Furchen durchzogen. Ihre Haut ist porzellanblass, an den Schläfen schimmern grünlich die Adern durch. Ihre Augen strahlen, als würde das Glück aus ihrem Inneren leuchten. Sie steckt ihre Hand erneut in die Tüte und hält sie dann Esther entgegen.

»Öffnen Sie die Hand«, befiehlt sie.

Esther gehorcht und bekommt eine Ladung Brotbrocken und Krümel. Einige fallen zu Boden und werden von den mittlerweile an Land gekommenen Enten gierig aufgepickt. Furchtlos und hungrig, auf der Jagd nach Leckereien, die es sonst nirgendwo gibt. Esther hebt den Arm über den Kopf, schwingt ihn nach vorne und öffnet die Hand. Die Krümel fliegen durch die Luft. Die Frau hat recht, das fühlt sich gut an. Sie steckt die Hand in die Tüte und versucht es ein zweites Mal. Die Enten zu ihren Füßen streiten laut schnatternd um die besten Happen.

»Den da habe ich Rinaldo getauft«, sagt die Frau und zeigt auf den größten Erpel von allen.

»Schöner Name. Ungewöhnlich.«

Die Frau zieht ihren Handschuh aus und streckt Esther mit einem Nicken ihre kalte, raue Hand hin. Esther erwidert den Händedruck.

»Ich heiße Rut«, sagt sie. »Ich habe Sie schon oft dort oben sitzen sehen.«

»Aber ich Sie nicht.«

»Ich wollte Sie nicht stören, Sie waren so mit ihrer Trauer beschäftigt.«

Esther zuckt zusammen.

»Aber finden Sie nicht, dass es langsam an der Zeit ist, damit aufzuhören? Ihre Augen sehen schon aus wie zwei Fleischklöße«, sagt Rut und nickt ihr zu.

»Warum sagen Sie das?«, erwidert Esther fassungslos, legt eine Hand aufs Auge und fährt mit den Fingern darüber. Vielleicht hat Rut recht, die Augenlider fühlen sich geschwollen an. Fleischklößchenaugen.

Rut schüttelt die letzten Krümel aus der Tüte, ein paar besonders mutige Enten wagen sich fast bis an ihre Schuhe heran. Sie knüllt die Tüte zusammen, steckt sie in die Jackentasche und zieht ihre Handschuhe wieder an.

»Es ist ganz schön kalt geworden, oder?«, sagt Rut lächelnd und zieht die Schultern hoch. Sie scheint nicht vorzuhaben, Esthers Frage zu beantworten.

Die hebt im Gehen die Hand zum Abschied.

»Ja, stimmt, aber unter der Eiche ist es noch angenehm warm, wenn die Sonne scheint und man im Windschatten sitzt. Schönen Tag noch, war nett, Sie kennenzulernen.«

Esther macht es sich auf der Bank bequem und holt ihr Skizzenheft aus der Tasche. Für jeden Tag ohne Adrian malt sie einen Strich auf die Innenseite des Heftes, die mit Strichen übersät ist. Schwarze und blaue, vier gerade Striche und ein diagonalen. Die Einheiten aus fünf Strichen bedecken fast die ganze Seite, mittlerweile schon über dreihundert. Bald muss sie auf die hintere Innenseite wechseln.

Sie hat schon immer gerne geschrieben, solange sie zurückdenken kann, manchmal nur ein Wort oder zwei, manchmal ganze Sätze. Geschichten. Abhängig von ihrer Stimmung. Im Moment schreibt sie Erinnerungen auf, um die Zusammen-

hänge zu verstehen. Nur die Wahrheit, keine Übertreibungen. Leicht fällt ihr das nicht, es war alles so subtil. Das Böse war nie offensichtlich, weder für sie noch für andere. Aber deswegen war es trotzdem immer da. Manchmal glaubt sie, verrückt zu werden. Dann kommen die Todesgedanken. Es wäre so schön, einfach einzuschlafen, die Augen zu schließen und nie wieder aufzuwachen.

Aber wer könnte Adrian je so lieben, wie sie es tut? Seinetwegen muss sie bleiben, kann ihn nicht im Stich lassen. Nicht jetzt. Nicht in dieser Situation.

Sie wandert mit den Fingern über die vielen Striche. So viele verlorene Tage. Tage, an denen er gelacht, Geschichten erzählt und etwas Neues gelernt hat, an denen er herumgesprungen und gestolpert ist und mit einer Umarmung und einem Kuss getröstet werden musste. Tage, an denen sie nicht für ihn da war. Ob er ihr das jemals verzeihen kann?

Die Traurigkeit ballt sich wie eine kalte Faust in ihrem Bauch zusammen und raubt ihr jede Lebensfreude. Wie ein verklebter Klumpen in ihrem Brustkorb, eine ständige Erinnerung an das, was sie getan hat, was von vielen verächtlich als leichtfertig und egozentrisch betrachtet wird.

Die Frauen sind am schlimmsten mit ihren unbedachten Kommentaren, die sich wie Messer in ihre Seele bohren. Dabei stehen sie vor ihr, den Kopf zur Seite geneigt, und lächeln sie an.

Wie ist denn das Leben als Teilzeitmutter so? Ist das nicht anstrengend?

Esther lehnt den Kopf gegen den Baumstamm und hält das Gesicht in die tief stehende Sonne. Ihr Notizheft liegt schon wieder in der Tasche, kein neues Wort ist heute dazugekom-

men. Sie ist allein, Rut scheint nach Hause gegangen zu sein. Und auch die Enten sind weitergezogen.

Nur die Vögel leisten ihr noch Gesellschaft, allerdings wird auch ihr Gesang mit jeder Woche dünner, wenn sich der nächste Schwarm Zugvögel auf den Weg gemacht hat. Standvögel und Zugvögel. Standeltern und Zugeltern. Standkinder und Zugkinder. Sie fröstelt bei dem Gedanken.

Als die Sonne hinter den Baumwipfeln versinkt, wird es schlagartig kühl. Sie hat ein ganzes Stück vor sich, und es wird dunkel sein, bis sie zu Hause ankommt. In eine leere, stille Wohnung. Die Tür zu Adrians Zimmer ist geschlossen, damit es nicht so wehtut. Sie bewahrt sein Zimmer genauso, wie er es verlässt, die Spielsachen auf dem Boden verstreut, das Bett zerwühlt. Damit er sich zu Hause fühlt, wenn er das nächste Mal kommt, damit es sich immer wie sein Zuhause anfühlt.

Sie richtet sich auf. Sie muss noch Milchbrötchen mit extra viel Marzipan backen und einfrieren, damit immer genug vorrätig sind, wenn sie sich bei Kaffee und Kakao Geschichten ausdenken. Nur noch wenige Tage, dann läuft die Zeit wieder schneller.

Sie geht zügiger. Seht her, sie ist keine Teilzeitmutter. Sie ist rund um die Uhr Mutter, jede Sekunde ihres Lebens. Seit Adrian das Licht der Welt erblickt hat. Sie gehört zu der Sorte Mütter, die an einem Samstagabend für ihr Kind backen.